

Schauspieler Philipp Hochmair:

MICH GIBT ES GAR NICHT. ICH BIN NICHT DA.

*Ich sprang in die freie Luft und fühlte erst,
daß ich Hände und Füße hatte.
Und jetzo, da ich sahe, wieviel Unrecht mir die Herrn der
Regeln in ihrem Loch angetan haben,
wieviel freie Seelen noch drinne sich krümmen,
so wäre mir mein Herz geborsten,
wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte
und nicht täglich suchte ihre Türme zusammenzuschlagen.*

(Johann Wolfgang Goethe, 1771)

TEXT Christina Raack FOTO Denys Karlinskyy

Die Leinwand ist schwarz, eine Münze klackert und verschwindet geräuschvoll im Bauch eines Fotoautomaten. Das Dunkel lichtet sich und ein strenges, scharfkantiges Männergesicht offenbart sich dem Zuschauer. Es blitzt. Der Mann mit Halbglatze wendet seinen Kopf vollends der Fotokamera zu, verzieht das Gesicht zu einem süffisanten Grinsen und hebt schließlich in Offizierspose die Hand zur Stirn.

Nicht eben ein sympathisch anmutendes Kerlchen, das da in grüne Uniform gewandet, gegenüber der U-Bahn Feldstraße, auf den Auswurf seiner Passbilder wartet.

Eine der vielen Masken des Theaterschauspielers Philipp Hochmair, der in der Eingangsszene des mehrfach preisgekrönten Films *Der Glanz des Tages* eine Art ‚Werbin-ich-und-was-fühle-ich-dabei-Ritual‘ vollzieht, das er in Vorbereitung auf sei-

ne Rollen seit Jahren pflegt. In kompletter Bühnen-Montur schießt er Passbilder von sich, um eine Außen- und Innenwahrnehmung seiner Figur zu ertasten. So betrachtet spielt er hier zweierlei: Eine Rolle und eine Nicht-Rolle – sich selbst nämlich.

2006, nach einer Vorstellung von *Torquato Tasso* am Wiener Burgtheater, wo Hochmair eben jenen gab, wurde das Regisseur-Duo um Tizza Covi und Rainer Frimmel auf den Ausnahmeschauspieler aufmerksam. „*Ich bin vom Glanz des Tages überschienen, ihr kennt mich, ich kenne mich nicht mehr*“ heißt es dort in Goethes Zeilen und es sollte sich für den gefeierten Rollenvirtuosen Hochmair während der Dreharbeiten zeigen, dass darin eine schimmernde, doch auch traurige Wahrheit liegt.

„Das Problem ist: Ich weiß eigentlich nicht, wer ich privat bin“, sagt der gebürtige Wiener





und bekennende Workaholic unumwunden bei unserem Gespräch in einem Café auf Pauli. „Jetzt bin ich bald mal 40 und weiß noch immer nicht genau, wo da mein Wesen beginnt oder wo das stattfindet“, erklärt er und schaut einen dabei mit seinen hellen, wachen Augen an.

Ist das nun schauspielerische Eitelkeit, fragt man sich, oder verliert ein Mensch, der an fünf bis sechs Abenden die Woche den Geist einer Kunstfigur aus seinem Inneren gebiert, tatsächlich den Bezug zum eigenen Selbst und darüber auch zur Realität des Alltags? Wer schaut aus dem Garderobenspiegel zurück, wenn der Rausch verklingt und einem nach Stunden der spielwütigen Entäußerung

die Halbglatze vom Schädel gezogen wird? Wer erledigt die Einkäufe fürs Wochenende? Mephisto, Dorfrichter Adam, Josef K. oder doch Philipp Hochmair? Und wie würde ein Fotostreifen aussehen, der ihn selbst zeigt?

„Weiß ich nicht. Mich gibt es gar nicht. Ich bin nicht da“, sagt er, ohne auch nur einen Moment zu reflektieren oder sich an der Absurdität seiner Aussage zu stoßen.

„Ich bewege mich fast nur in Kulissen. Wenn man 1.500 mal Werther spielt, das immer wieder aufbaut und sich konzentriert das herzustellen, dann ist das für mich viel realer als Belange wie: Welche Pfanne hab ich, oder welcher Pullover gefällt mir. Das interessiert mich doch überhaupt nicht.“

Die vermeintlich simple Regieanweisung „Sei einfach du selbst“ konfrontiert den Schauspieler nach Jahren des rausch- und wahnhaften Bühnendaseins mit Fragen nach der eigenen Identität und auch nach den Wurzeln seiner Ausbruchslust.

DER STÖRER

Aufgewachsen in einem strengen, katholischen Elternhaus, zeigt sich bei Hochmair schon früh der Drang, sich aus der regelhaften Enge zu befreien und in den weiten Raum des künstlerischen Ausdrucks zu entfliehen. Diente ihm zunächst die Malerei als Parallelwelt, war es indes ein Schlüsselerlebnis im Englischunterricht, das die Geburtsstunde seiner Schauspielkarriere bedeutete. Auf die Unterstellung der Lehrerin, keiner von den Fratzen ihrer Klasse könne heut' noch ein Gedicht aufsagen, sprang der in letzter Reihe platzierte Philipp impulsiv auf den Tisch und trug ein Goethedicht vor, das seine Mitschüler gar das Pausenklingeln überhören lies.

Das bedrückende Gefühl, ein schlimmes Kind zu sein, nicht richtig in der ihn umgebenden Welt, hatte endlich ein Ventil gefunden. Der Ödnis des immer gleichen, bürgerlichen Alltags, wie ihn seine Eltern und sein jüngerer Bruder noch heute leben, stand ein neues, funkelndes Universum gegenüber, das Hochmair fortan sein eigen nennen sollte.

Was die Familie von ihm und seiner Karriere hält, vermag er nicht zu ergründen. „Ich hab mit meinen Eltern nichts zu tun – das finde ich jetzt nicht mal tragisch, aber das ist halt so“, sagt er und beginnt mit seinem Kaffeelöffel auf der Tischplatte zu kratzen, als wolle er etwas unter der Oberfläche freilegen. „Es gibt da keinen Frieden. Es gibt auch keinen Krieg, aber wir verstehen uns einfach nicht. Ist ja nicht schlimm, oder?“, lacht er jungenhaft kieksend und ein wenig verlegen.

Trotz oder gerade wegen des elterlichen Unverständnisses wendet sich Hochmair konsequent der Schauspielkunst zu. Mit 19 Jahren besucht er als einziger Quoten-Österreicher seiner Klasse das Max-Reinhardt-Seminar in Wien. Sein Lehrer und Präger ist kein anderer als Klaus Maria Brandauer, der mit seinen unorthodoxen

und oft auch kritisierten Lehrmethoden dem Charakter seines jüngsten Schülers sehr entgegenkommt. Der Störer darf endlich raumgreifend und impulsiv seinem Wesen folgen, die Geister seiner Innenwelt ins Außen schleudern.

Die aber wohl schicksalhafteste Begegnung findet innerhalb der Klasse statt, denn dort trifft Hochmair auf den nicht minder eigenwilligen Regiestudenten Nicolas Stemann, mit dem er bis heute zusammenarbeitet. Nicht selten glichen die Entstehungsprozesse ihres Schaffens dabei einem Kriegsgebiet. Wo Stemann den Text mit seinem Geist zu durchdringen sucht, sprengt ihn Hochmair durch seine körperdominierte Bühnenpräsenz. Eine Terror-Allianz, die bis dato unglaubliche 24 Inszenierungen hervorgebracht hat. Ihre letzte gemeinsame Arbeit *Faust I+II* am Thalia Theater Hamburg wird nicht umsonst als Marathon angekündigt. Neun Stunden geballte Energie und ein diabolischer Exzess für Hochmair, der den Mephisto gibt.

Es verwundert nicht, dass aus dieser Verbindung auch Hochmairs überaus erfolgreiches Solostück *Werther!* hervorgegangen ist, mit dem er seit nunmehr 16 Jahren quer über den Globus tourt.

DIE GEBORGENHEIT DES AUGENBLICKS

Denn trotz Vereinigungen wie denen mit Stemann, ist und bleibt Hochmair ein rastloser Einzelgänger, ein Nomade des Augenblicks, getrieben von der Sucht, mit sich und der Welt einen vorübergehenden Einklang zu erzeugen. Seine Einmann-Stücke *Werther!*, *Amerika* und *Der Prozess* dienen ihm dabei als Fahrgestelle in die sofortige Freiheit. Kein Gelände ist ihm zu unwegsam, kein Ziel zu weit, wenn am Ende des Pfades nur eine Bühne steht, die es zu bespielen gilt. Ob nun Sibirien, der Kaukasus, das Wohnzimmer des Altkanzlers Helmut Schmidt oder die nächstbeste Schulaula in Buxtehude – Hochmair muss sich den Raum seiner persönlichen Seelenruhe immer aufs Neue erschaffen. Im Rampenlicht vor Publikum, im wahnhaften Rausch seines Spiels, bekommt er das, was andere

Ich bewege mich fast nur in Kulissen.

in Beziehungen oder der Familie suchen: ein Gefühl der Geborgenheit, des Ankommens. „Das ist Frieden. Da bin ich ganz bei mir“, sagt er und tatsächlich umgibt ihn schon bei diesen Worten ein schwärmerischer Glanz. „Wenn man da die Spur gefunden hat, dann stimmt einfach alles – das ist das schönste Gefühl überhaupt.“

Für diesen zeitlich begrenzten Schwebezustand ist er bereit, einen hohen Preis zu bezahlen. Nicht nur ist das Textlernen für den Legastheniker Hochmair eine wahre Tortur – Monate in denen er nichts anderes tut, früh zu Bett geht und literweise Tee trinkt – auch raubt er sich durch sein selbstverordnetes Arbeitspensum Freiräume, in denen Privatheit möglich wäre. „Der Zug ist abgefahren. Das gibt's nimmer“, sagt er mit einigem Nachdruck und fügt nach einer Weile hinzu:

Es gibt keine unbedingte Liebe in meinem Leben. Ich bin selbst meine Geborgenheit.

„Familie hat sich für mich einfach nicht ereignet. Es gibt keine unbedingte Liebe in meinem Leben. Ich bin selbst meine Geborgenheit. Ja, genau: Die Kunst ist der Ort, wo ich mich ausraste, ein Universum erschaffe, in dem ich dann richtig bin für einen Moment“, erklärt er und ver-

weist auf eine Ballade von Baudelaire – *Der Albatros*, in dem es heißt: *Er haust im Sturm – er lacht dem Bogenstrang / Doch hindern drunten zwischen frechem Volke / Die riesenhaften Flügel ihn am Gang.*

Das freche Volk oder der „normale Mensch“, wie Hochmair sagt, bereitet ihm bis in die Gegenwart Unbehagen. Gar ist es ein Gefühl der Beschämung, ob seiner eigenen Person, das den gefeierten Schauspieler beschleibt und verunsichert. „Vielleicht brauch ich da noch mehr Kraft oder Mut, dass ich sage: So bin ich, Welt. Schluck's oder schluck's nicht! Aber das fällt mir schwer. Das ist doch komisch, oder?“, fragt er nachdenklich, fast als hätte er Mitleid für jemanden, den er mag, aber nie kennengelernt hat. Ein Weg, den es noch zu beschreiten gilt?

DIE MITTE DER FREIHEIT FINDEN

Der kleine Philipp, der neben seiner Großmutter in Oberösterreich über bewaldete

Hügel tollte, träumte davon, Bauer zu werden. Almländische Ruhe, ein paar Tiere, eine Hütte fernab vom Rauschen und Trubel der Großstädte. Natur. Freiheit.

Der große Hochmair donnert nach Beendigung seines Studiums seit nunmehr 15 Jahren über einen bühnenbrettvernagelten Highway, der seinesgleichen sucht. Fast keine nennenswerte Hauptrolle, die er nicht gespielt hat, kaum ein Theater zwischen Wien und Hamburg, das er ausgelassen hat. Ein Leben im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit, ein Gemütszustand zwischen Arbeitswut, Wahn und Exzess.

Zwei Begriffe von Freiheit, die unterschiedlicher nicht sein könnten und eine Schnittmenge bis jetzt vermissen lassen. Für einen Menschen, der angibt kein Mittelmaß zu kennen, eine schier unlösbare Aufgabe, der sich Hochmair jedoch in Zukunft annehmen will und vielleicht auch muss. „Das ist ja eine Frage der Energiekapazitäten“, gesteht er ein. „Natürlich, am Reißbrett kann man sich das alles ausdenken, aber mein Körper muss es ja auch ausführen können.“

Erst am Morgen ist Hochmair von einer fünftägigen Erholungsreise aus Mallorca zurückgekehrt. Einfach mal nichts tun, auf den Berg gehen, im Kaffeehaus sitzen, Handy aus. „Das war doch schon mal ein Anfang“, sagt er und nippt an seinem Americano. Dass er dort, wie er begeistert erzählt, mit seinem Reclamheftchen des *Jedermann* durch Orangenhaine gewandelt ist, um sich auf seine nächste Hauptrolle bei den diesjährigen Salzburger Festspielen vorzubereiten und damit so ganz im Urlaub eben doch nicht war, scheint ihm gar nicht aufzufallen.

Hochmairs Fixstern im selbstgebauten Universum bleibt die Bühne. Und so sitzt er auch in der letzten Szene des Films *Der Glanz des Tages* in seiner Theater-Garderobe und wartet auf seinen Einsatz. „19 Uhr 45, das zweite Zeichen, das zweite Zeichen“, erklingt der Lockruf in die Freiheit aus den Lautsprechern. Entschlossen öffnet Hochmair die Tür, taucht hinein in die unterirdischen Gänge des Theaters. Die Leinwand wird abermals schwarz, nur noch seine Schritte hallen, bis sie schließlich ganz verklingen. Der Vogel darf fliegen.

— Christina Raack, Literaturwissenschaftlerin. Lebt, schreibt und arbeitet als Autorin in Hamburg. Gedankliche Freiräume schafft sie sich mit Vorliebe durch das Aufwerfen von Fragen, die jenseits von Antworten liegen.

DANKE

Herr von Eden (Titel: dunkelblauer Anzug, Seite 13: Hemd, Seite 15: Weisser Anzug)

Annabelle Schmidt von MD-Management
Kylie

Haare-Make-up: Maiken Ross/Liganord

Produktion: Dagmar Hanneger

